



„Mein Heim ist meine Welt!“

Gaire von Kurt Münzer.

Niemand hätte es für möglich gehalten, Meta Meier, diese Stille der Stillen! War sie nicht die unscheinbarste lautloseste Frau gewesen? Und nun ging sie ab, geradezu im Eilat! Sonntag Mittag. Sechs Gäste. Die erste junge Gans, ein herrliches Stück, direkt aus Hamburg. Die Gänseleinsuppe — nicht einmal zu der war es gekommen.

Da stand Frau Meier und teilte aus. Rechtsanwält Bruds waren da, Nefse Emil mit Frau, Tante Tindchen mit den Töchtern. Plötzlich, beim ersten Teller, läßt Meda den Schöpflöffel fallen, daß es spritzt. Herr Meier ruft: „Na, Meta, was ist los?“ Und wipst schon an den Rippsaufschlägen seines Gehirns.

Doch Meta starrt ins Leere, lächelt blöd, murmelt: „Mir ist ja ganz komisch — was ist bloß?“

Und schlug schon hin, erst langsam in sich zusammensinkend, dann schnell, hart neben ihren Stuhl, den Rechtsanwält freifend, Tante Tindchen kreischte los, ihre Tochter Elli hielt sich die Augen zu. Die Rechtsanwältin allein kniete neben der Gestürzten. Und als Herr Meier, nachdem er wütend: „Meta, bist du verrückt?“ gerufen hatte, sich aufrappelte, hatte Meta schon ausgedröhelt, lag regungslos, stumm da. Sie war tot.

Tindchens Zweite heulte: „Ich kann kein Blut sehen!“ und war schon zur Tür raus. Meta hatte sich am Anthrazitofen nur ein wenig den Hinterkopf angeschlagen, es gab einen dunklen Fleck auf dem Teppich. Alle hatten Hunger, aber es ging doch nicht an — mein Gott, Anstand muß gewahrt werden über die Bedürfnisse des Tages hinaus. Zehn Minuten später war Meier allein, während die andern drüben im Pischor sich erholten und sättigten. Er dachte sogar daran, und er freifte Meta, die schon auf dem Bett lag — Tindchen hatte ihr sofort die Aker vom Spiegelstisch in die Hände gelegt — mit einem vorwurfsvollen Blick. Und wenn er auch abends von der kalten Gans aß, den wahren Genuß hatte er nicht mehr. Einzige Genugtuung, daß die Brust ungeteilt ihm zufließt.

Schon am selben Abend machte Herr Meier sich daran, nach dem Rechten zu sehen, in Schränken und Schubladen. Alles hatte Meta bejorgt, er hatte keine Ahnung,

wie sein Besitz eingereicht und geschichtet war. Er öffnete Kleider- und Wäschekränke, Büfett, Kredenz: alles war tadellos geordnet, bligte, schimmerte: kein Stäubchen, kein Federchen. Seine Augen wurden naß. Sie waren zweiunddreißig Jahre verheiratet gewesen. Kein Kind. Ihr Haus war immer des Friedens voll gewesen. Manchmal ein böses Wort von ihm, er war ungeduldig, eigeninnig. — Ach, Meta, verzeih mir . . .

Er schluchzte jetzt laut, es tat sehr gut, dies da. Er hatte sich bis jetzt alt und schwer gefühlt, mit seinen etwas über sechzig. Aber die Tränen erleichterten ihn, verjüngten ihn geradezu.

Meta, treues, selbstloses Weib! Schön war sie nie gewesen, nein. Aber sanft, still, treu und nachsichtig. Und in den ersten Jahren der Ehe so viel allein, als er noch reiste. Für die Firma, die ihm jetzt das schöne Jahresgehalt zahlte, nachdem er sie verkauft. Meta hatte sich nie etwas versagen müssen, auch nicht in den schlimmen Jahren der Inflation und später. Aber hatte sie je Ansprüche gestellt? Ihr Heim war ihre Welt. — Und Herr Meier blickte auf, wo ein Brett mit Brandmalerei, aus Metas kunstfertiger Jugendzeit, diesen Spruch für alle Zeit festhielt.

Da war ihre Kommode. Herr Meier setzte sich davor und zog die Schubladen auf. Das Photographicalbum aus rotem Plüsch lag darin. Ja, ja, heut' versiecht man das; als sie heirateten, paradierte es auf dem achtseitigen Salontisch. Federn, also Putzformen, Handarbeiten, alles war adrett geordnet. Die Tränen rannen dem Witwer. Und er stöhnte tief auf, als er im zweiten Schubfach das Nachthemd sah — das Nachthemd. Er erkannte es auf den ersten Blick.

Es war das Brautnachthemd. Oh, er jensezte höher. Vor zweiunddreißig Jahren — die Hochzeitsreise. Die erste Nacht im Zug nach München. Wie zart er doch gewesen war! Die zweite auf dem Wege nach Venedig, in Bozen. Und da, als er vom Bier unten in der Gassstube heraufgekommen war, hatte sie schon im Bett gelegen, in diesem Brautnachthemd, überall rosaseidene Bändchen und Schleifen. Wer wußte damals was von Pyjama! Keusch und züchtig lag sie da, keine Schönheit, nein, weiß der Himmel, aber doch zweiundzwanzig-

jährig, unschuldig. Außerdem achtzigtausend Mark wert.

Am anderen Morgen, obgleich sie noch nicht weiterreisten, sah Max, wie Meta dieses köstliche Brautnachthemd zusammenfaltete. Es war wie unberührt, kaum zerknittert. Sie hatte regungslos geschlafen . . . oder gewacht? . . . Sie legte es zusammen, mit leicht bebenden Händen, mit seltsamem Gesicht. Als begrübe sie etwas, als schlöffe sie einen Traum, eine süße Torheit ob. Sie glättete es sanft und legte es auf den Grund des Koffers . . .

Nie mehr hatte sie es seitdem getragen.

Jetzt, mit Tränen nahm der Witwer es hoch. Und da löste es sich, ging auf, entfaltete sich, es rauschte etwas, eine trodrene Rose fiel hinab, die in seinen Falten verborgen war. Und in ein und demselben Augenblick spürte Max Nagelöschenduft aus dem Hemd steigen und sah er, es war oft gewaschen, die rosa Bändchen waren fort, es waren blaueidene Bändchen und Seifen, die Spitze war zerrissen oben über der Brust . . .

Und immer noch im selben fürchterlichen Augenblick sah der Witwer weiter in der Schublade das weißseidene Brautkorsett, das mit seinem Wissen Meta nie mehr getragen hatte, und auch dieses Korsett war stief und schmutzig, er sah ein paar Spitzenböschchen, von vieler Wäsche zermürbt, ihm unbekannt, er sah und roch ein leeres Kläckchen Nagelöschenduft. Aber für ihn hatte Meta nie geduftet! Für ihn hatte Meta diese Dinge nie mehr getragen. Und die trodrene Rose! . . . Er dachte nach. Nein, weiß Gott, nie hatte er in diesen zweiunddreißig Jahren seiner Frau eine Rose geschenkt! Und sie hatte sie im Nachthemd verwahrt! Wie eine seltsame Erinnerung. An wen? . . . Und wann und für wen hatte sie diese Dessons angezogen.

Er stülpte sich schwer auf die Schublade, er starrte in ihre geringe Tiefe wie in einen Abgrund voll Gewürm und Gestank. Diese Brautwäsche, für ihn getragen, war abgenutzt, war parfümiert. — Da, eine Unterhülle, ganz Spitze und Seide, er hielt sie mit steifen Fingern hoch. — Sie war das leibhaftige Laster, sie war das Grinsen der Sünde. Nie, nie, vor dreißig Jahren, nie zog eine Frau solches für den Hausgebrauch

an . . . Er ließ sie fallen, Duff stieg auf, sad und welf.

Was da vor ihm lag, waren vollständig die Indizien eines Ehebruches um die Zeit von neunzehrhundert . . .

Seine Tränen waren versiegt. Er sammelte die Indizien im Hemd und trug es wie einen Rucksack hinüber, an Metas letztes Bett, er hielt es ihr vor die geschlossenen Augen und heulte auf. Oh, wie weh tat es, jetzt nach dreißig Jahren; gesammelt trafen ihn Erkenntnis und Leid, er schrie es ihr ins stille, weiße Gesicht . . . Hohn! Sie lächelte, ja wahrhaftig, sie lächelte . . . Vielleicht hatte sie seit zweiunddreißig Jahren so gelächelt — und er hatte es nicht bemerkt. Wie er sie selbst ja kaum bemerkt hatte . . .

Da lief er an den Anthrazitosen ins Ekzimmer, öffnete die Klappe, warf die Rose hinein, die Höschen, die Untertaille, er zerbrach gewaltig das Fischbeinlorsett und stopfte es in den feurigen Schlund, er leuchte dabei, als verbrenne er die Sünderin selbst. Und jetzt hielt er das lange, zarte Nachthemd in Händen, es floß schimmernd lang hinab, es war unversehrt bis auf die zerrissenen Spitzen — und in entsetzlicher Vision sah er eine leidenschaftliche große Männerhand diese Spitzen ungeduldig über den Buken Metas zerreißen.

Wie gut und fest das Leinen noch war, feinstes, ironisches Leinen, handgewebt. Es fiel in seine Branche. Er verstand sich darauf. Langsam senkte er es in die Flamme. Aber nein! Das war doch zu schade fürs Feuer! War der Stoff nicht immer noch schön, tadelloß, haltbar für lange Zeit? . . .

Nein — ein wunderbarer Gedanke ging ihm auf, eingegeben vom Gott der Rache und der Liebe: morgen würde er hingehen und sich aus diesem Nachthemd ein Taghemd machen lassen, ein weiches Oberhemd, ein Hemd für den Sommer, ganz modern, ganz schön. Eine breite Falte, die Brust gefüttert, Klappmanschetten. Und, in diesem Hemd dann, wollte er sich rächen! Es anziehen und zur ersten besten gehen, seine Frau betrügen, sich rebanchieren . . .

Er blickte durch die Tür. Da hinten schlief sie und wußte nichts mehr. Das war schade. Aber jedenfalls: er würde dennoch seine Genugtuung haben!

Und so legte er sich schlafen. Auf den Diwan im Serrenzimmer. Mit Meta wollte er das Lager nicht mehr teilen.

Zorn.

Von Frank Crane.

Es nützt nichts, dir zu sagen, daß du nicht zornig werden sollst — es nützt nichts, dies einem Menschen von Fleisch und Blut zu sagen.

Der Unwille ist eine natürliche Flamme, die bei gewissen Anlässen im Menschen so sicher aufsteigt, wie das Gasolin explodiert, wenn man ein brennendes Zündhölzchen daranhält.

Darum sage ich nur: Warte!

Tue nichts, ehe deine Hitze dahin ist. Sprich kein Wort, urteile nicht, bis dein Kopf kühl geworden ist. Denn Zorn ist meist nichts anderes als die Gereiztheit der verletzten Eitelkeit.

Wir halten gewaltig viel von unserer Meinung, und wenn sie einer verhöhnt, ist es uns, als hätte er unsere weißen Beinkleider mit Kot beworfen. Wir haben eine hohe Vorstellung von der Achtung, die man uns zollen

muß, und wenn uns zu verstehen gegeben wird, daß wir niemand sind, möchten wir etwas zerschneiden, nur um zu zeigen, daß wir etwas sind.

Wir sind niemals zornig, außer wenn unser Stolz verletzt wird. Zorn ist aufflammende Selbstachtung.

Nun, flamme auf, wenn du es mußt, fluche und zerschlage deine Möbel — vielleicht tut es dir gut. Aber besser ist: geh' auf dein Zimmer, um dich auszutoben, schließ die Tür ab und bleibe, bis sich der Sturm gelegt hat. Schreibe nie einen Brief, solange du zornig bist. Leg' ihn beiseite. In ein paar Tagen wirst du dem, der dich verletzt hat, wirksamer begegnen können.

Tu nichts in Erregung. Wenn du wütest, ist dein schmerzender Egoismus am Werke, und Handlungen, die der Selbstsucht entspringen, sind zumeist lächerlich. Laß die Sache ein paar Tage ruhen und nimm sie erst wieder auf, wenn dein Geist von deinen Gefühlen nicht mehr überwältigt ist.

Eines der besten Mittel ist es, gar nichts zu sagen. Wenn du antwortest, weiß der andere, woran er ist. Wenn du schweigst, muß er raten.

Zorn verringert deine Leistungsfähigkeit. Was du tust, ist wirr: Du hast viel Energie, aber keine Präzision.

Zorn trübt den Blick. Du siehst die Dinge zwar lebhaft, aber was du siehst, ist nicht so. Zorn bringt Chaos in dein Denken. Du

Arbeit.

Wer den Stahl geschaffen, der hat den Willen gezeugt!

Wer die Lust geschaffen, der hat die Freude gezeugt!

Wer den Stahl, den Willen, die Lust, die Freude geschaffen, der hat im Tauchgen die Arbeit geboren! . . .

Aus der Arbeit blüht der Feuerfunke der Daseinsberechtigung, aus der Arbeit mühsamen Schweißperlen quillt der erstarkende Wille des Siegeregüßes, aus der Arbeit springt wie ein übermütiges Fohlen Lebenslust und Lebensfreude . . .

Aus der Arbeit schält sich Manneswürde. Arbeit heißt Menschewert, Kulturwert.

Arbeit, Arbeit unter Lachen und Plagen . . .
H. W. Zimmer.

bist ein verruchter Mensch. Was du im Egoismus des Zornes denkst, wirst du in der Demut gesunder Momente gutzumachen haben.

Im Zorn wurden wenig gute Taten getan, während fast jede Art Verbrechen — Totschlag, Mord und Krieg, die Summe aller Schlimmtaten — im Unmaß der Wut begangen wurden.

Die erste und große Lehre, die du in deinem Leben zu verwirklichen hast, besteht in der Beherrschung deines Temperamentes oder, wenn deine Natur so verleglich ist, im Entschluß, nichts zu unternehmen, ehe dein Mut wieder kühl wurde.

Am der Himmelspforte.

Von Vicente Blasco Ibañez.

Dem Volksmunde nachgezählt.

Väterchen Bilin sah auf der Schwelle von Katats Taberne und zeichnete mit seiner Sichel allerlei Kreise in den Sand, wobei seine listigen Knechte verflohen die fidele Gesellschaft aus Valencia beobachteten, die die ledernen, in Del eingelegten Kottwürstchen mit Katats bestem Wein begossen.

Tag für Tag verließ der Alte seine Hütte, um dringende Feldarbeiten zu verrichten, doch immer wollte es der Teufel, daß er irgend-einen Bekannten in der Taberne hocken sah. „Noch eine Copita . . . noch einen Porrón!“ Die Glocken läuteten zu Mittag oder zum Angelus, ohne daß Bilin aus dem Dorfe herauskam.

Der Rioja duftete ihm in die Nase, und Bilin zermarterte sein Hirn, wie er mit diesen Herrschaften wohl ins Gespräch kommen sollte, um zu einem Trunk eingeladen zu werden, mit allem Dazugehörigen, wie es unter seinen Leuten üblich ist.

Sein guter Stern sagte es, daß an dem großen, mit Blech beschlagenen Tisch das Wort „Röndbe“ fiel, und gleich hatte er ein.

„Da, ja, die sind pfiffig! Einer aus unserer Gegend legte sogar Sankt Petrus rein.“

„Erzählt, Alter!“

Ein voller Becher nahm seinen Weg in Bilins Hände, und er begann.

„Die Sache passierte dem Pater Salvador vom Kloster San Miguel de los Reyes, den jedermann wegen seiner Leutseligkeit hochschätzte. Ich selbst habe ihn nicht mehr gekannt, aber mein Großvater hat mir viel von ihm erzählt. Was für ein Mann! Er wog gut und gern seine zwei und einen halben Zentner, und brauchte er eine Kutte, so ging ein ganzes Stück Tuch darauf. Jeden Tag sprach er in zehn bis zwölf Höfen vor, um überall zwei Männchen Schokolade zu trinken. Und wenn die

Mutter meines Großvaters ihn fragte: „Was möchten Sie lieber, Pater Salvador, Spiegelerchen mit Bratkartoffeln oder geräucherter Schladonwurst?“, so antwortete er, die Hände auf dem Bauch gefaltet: „Von allem gemischt, meine Liebe. Von allem gemischt.“

Er streifte vor Gesundheit, und es schien, daß er in der ganzen Gegend ein wenig davon abgab, denn manches Kind sah ihm sehr, sehr ähnlich. Aber alles in dieser Welt ist vom Uebel, Hunger leiden, wie zu viel essen. Als Pater Salvador eines Tages von einem üppi-gen Tauschmaus kam, rümpfte er plötzlich so kräftig, daß die ganze StraÙe alarmiert wurde, und plachte — entschuldigen Sie mir den Vergleich — wie ein übervoller Weinschlauch.

Natürlich kaufte er mit der Geschwindigkeit einer Rakete sofort zum Himmel, geradeswegs zu dem mächtigen Tor aus purem Golde, in das von oben bis unten Perlen eingefest sind, wie sie die Tochter unseres Alkalden beim Fest des Jungfrauenvereines an ihren Haarpielen trägt. Tod, tod, tod . . .

„Wer ist da?“ fragte von drinnen eine gebrechliche Stimme.

„Definen Sie bitte, Senjor San Pedro.“

„Und wer bist du?“

„Pater Salvador vom Kloster San Miguel de los Reyes.“

Ein Schieberfenster tat sich auf und Sankt Petrus funkelte ihn böse durch seine Brillengläser an. Sie müssen nämlich wissen, daß der Heilige insofern seines hohen Alters arg kurz-sichtig ist.

„Da, du Schamloser!“ donnerte er. „Was hast du hier zu suchen? Nach, daß du fort-kommst, mit dir können wir hier keine Ehre einlegen.“

„Zachie, Zachie, Senjor San Pedro, das

ist wohl ein Spätschön. Oeffnet, bitte! Es wird schon dunkel."

"Was? Ich und spöken? Laß mich nur die Vorlegetänge fassen, dann sollst du etwas erleben. Meinst du, ich kenne dich nicht, du Küstling in der Kapuze?"

"Seid gnädig, Senjor San Pedro! Habt Ihr nicht für einen reinigen Sünder ein kleines Pöschchen frei, vielleicht in der Portierloge?"

"Solch ein sauberes Fröschchen! Heretlassen! Damit du auf einen Schwung unseren ganzen Vorrat an Honigwörtchen futterst und die lieben Engelnchen fassen müssen, wie?... Außerdem haben wir hier eine ganze Reihe glückseliger Damen, die noch recht anschnallich sind. Das wäre eine nette Beschäftigung in meinem Alter, den ganzen Tag hinter dir her zu sein und aufzupassen... Marsch zur Hölle oder schlaf im Freien auf einer Wolke!" Das Fensterchen knallte zu, Vater Salvador stand im Dunkeln und hörte von fern die Gitarren und Klöten der Engelnchen, die der schönsten Heiligen gerade ein Ständchen brachten.

Stunde um Stunde verging, und schon gedachte er, in der Hoffnung auf besseren Empfang, den Weg zur Hölle einzuschlagen, als zwischen zwei Wolken eine Frau, so groß und fett wie er selbst, auftauchte. Eine Nonne, die an Koffel — sie hatte zuviel Konfitüren gelutscht — verschieden war.

"Vater", redete sie ihn mit sitisamen Augenaufschlag an, "öffnet man so spät nicht mehr?"

"Keine Bange! Gleich werden wir drin sein."

Im Nu war sein Blau gefäht. Wie jedermann weiß, kommen die spanischen Soldaten, die im Kriege fallen, ohne weiteres in den Himmel; und zwar so, wie sie sind, mit Stiefeln und Sporen, denn irgendein Vorrecht sieht diesen Unglücklichen ja auch zu.

"Zieh dir die Röcke über den Kopf!" befohl der Mönch.

"Aber, Vater!... Vater!" wehrte sie schambast ab.

"Du, was ich dir sage, du Dummkopf!" Vater Salvador sprach sehr energisch. "Willst du vielleicht mit einem studierten Mann diskutieren? Was weißt du davon, auf welche Weise man in den Himmel eintritt!"

Ganz rot geworden, gehorchte die Nonne, und in der Dunkelheit fing etwas Rundes an zu schimmern, riesengroß und weiß, als wäre der Mond aufgegangen.

"Zieh fest!" Und mit einem gewaltigen Satz sprang Vater Salvador auf den Rücken seiner statlichen Gefährtin.

"Vater!" seufzte die Ärmste, "Ihr wiegt aber schwer!"

"Ach was! Nach jetzt kleine Sprünge."

Sankt Petrus, der schon den Schlüsselbund aufhängte, um schlafen zu gehen, hörte von neuem ein Klopfen.

"Wer ist da?"

"Ein armer Kavallerist", antwortete eine traurige Bassstimme. "Ich bin eben im Kampfe gegen die Ungläubigen gefallen und komme zu Pferd."

"Gut, mein Sohn!"

Einen Türflügel öffnend, sah der Heilige, wie der Soldat sich Mühe gab, sein unruhiges Tier zu besänftigen. Doch vergeblich suchte der ehrwürdige Pförtner dessen Kopf zu sehen. Ein sehr nervöses Pferd! Immer drehte es ihm die Hinterwand zu, bis er die breiten Backen schließlich ein wenig räuselte und gutmütig meinte:

"Also, herein, kleiner Soldat. Zieh aber zu, den Gaul zu beruhigen."

Vater Salvador galoppierte himmelswärts, während Sankt Petrus, das Tor wieder verschließend, vor sich himmurmelte:

"Caramba! Muß das da unten eine fürchterliche Schlacht gewesen sein! Dem armen Pferd haben sie nicht einmal den Schwanz gelassen..."

Deutsch von D. A. v. Beber. (Aus dem Joeben in der Bücher-gilde Gutenberg erschienenen Sammelband "Das blaue Auge". Humor — Satire — Tragikomisches und andere Rosinen der Weltliteratur. (Einband und Zeichnungen von A. Rubin.)

Ein Märchen.

Drüben in Afrika, mitten im üppigsten Hochland, wo abends die Palmen sich mit schwerer Fruchtlast unter dem Westwind hin- und herwiegen, lebte ein weißer Stammvater — Ratio hieß er — mit zahlreichen Söhnen und Töchtern, Sohnsfrauen und Tochtermännern, mit Enkeln und Enkelinnen, in üppiger Herrlichkeit bei mäßiger Arbeit friedlich unter dem Dach schützerder Bambushütten. Eines Tages mußte er außer Land reisen und übergab seinen Söhnen und Töchtern das ganze herrliche Palmenland zur Verwaltung und zur Aufzucht.

Als er nach Jahren wiederkehrte, fand er seine ganze, noch größer gewordene Familie in stupider Vergeßung: denn einer der Söhne, welcher kinderlos blieb, hatte Zeit und

Gelegenheit dazu gefunden, durch Ueberredung, List und Gewalt sich in den Besitz der meisten Palmenbäume und der schönsten Melonenpflanzungen, der gesündesten Quellen und der schönsten Bambushütten zu setzen. Alle seine Brüder, seine Schwestern, seine Neffen und Nichten mußten in seinen Dienst treten, hatten fünfmal mehr Arbeit zu verrichten als notwendig war, um all die Früchte des Landes und seiner Palmenwälder einzuheimsen. Dabei mußten sie Hunger leiden; denn sie bekamen nur wenig, und zwar die schlechtesten Früchte zu essen, indes ganze Haufen der schönsten Früchte bei der Bambushütte des tyrannischen Unterdrückers verfaulen und andere herrliche Früchte in benachbarten Wäldern am Baume ungepflückt zugrunde gingen. Bei Tag verschmachteten die Armen fast vor Hitze, bei Nacht erfroren sie beinahe; denn der Unterdrücker duldete auch nicht, daß seine Brüder und Schwestern ihre Kleider und ihre Hütten instand hielten.

Eines Tages brach eine böse Hungerkrankheit aus. Viele starben — der Unterdrücker aber blieb gesund und hatte kein Erbarmen. Da plötzlich kehrte der Vater zurück und betrachtete mit Entsetzen das Elend und den Jammer mitten im Lande seines Ueberflusses. Mit Peitschenhieben strafte er seine feigen, unfrei gewordenen Söhne. Den Unterdrücker aber — seinen kinderlosen Sohn — jagte er in die Wildnis. Dort haben ihn die Löwen zerrissen. Er hieß auf gut arabisch: „Kapital“. Nachher lebten alle übrigen wieder im Ueberfluß.

Gächjische Einfalt.

Endschuldigen Sie mal, die Frau hat doch forhin Herr Doldr zu Ihn gesagt. Schdinmi das?

Warum soll denn das nicht stimmen? Seh ich denn wie ein Hochstapler aus?

Ne. Wie ä Hochschdaabler sehn Sie sich aus. Nur wenn Sie Doldr sinn, dahadden mir nämlich eine Frage.

Bitte! Mei Kleener hat solche geschwollene Fische. Zieh mal deine Schuhe aus unn deine Schrimbe, Herwerder, unn zeig se dn Herrn Doldr.

Nein, nein, das hat gar keinen Zweck! Ich bin doch...

Ach, Sie sinn jetzt nich in Beruf? Sie hamn jetzt keine Schbrochsdunde? Unn da hamn Sie wohl ihre Doldrbicher nich bei sich?

Das weniger. Aber...

Da behalt dei Zeich an, mei Kind! Aber... das andre, was mir noch hamn, das is bloß enne Kleenigleed, das werd Ihn' nich viel Mische machen. Gucken Se mal, was ich hier offn Kobbe habb! Ist das ä Widen'schdich? Oder habb ich mich da geschdoken? Gemerckt habb ich allerdings nicht son Schdoken. Schu ses? Ist das gefährlich? Kann das schlinn wern?

Das weiß ich auch nicht. Das müssen Sie doch wissen! Wie hamn Sie dn da ihre Briefung beschdanden, wenn Sie das nich wissen?

Aber so nehmen Sie doch Vernunft an!

Ach, ich weck schon, Sie wolln bloß nich. Mir Ihn', da ist de leidende Menschheit neingeflogen. Ich glaub, son Ihn' aus, da kennde sich hier eener fort. Ihrn sehdn Dogen die Hand frschdauchen, sie dähdensu nich wieder einrenken.

Allerdings nicht.

Sie! Da schim se sich mal!

Aber ich muß doch sehr bitten!

Nu ja, wenn Sie Doldr sinn wolln!...

Aber ich bin doch nicht Mediziner.

Das sagt doch ooch tee Mensch. Nur Doldr

sinn Se!

Ich bin doch Durist.

Was indressiert mich denn Ihre Kelljohn?

Die hat doch hier drmit nichs geringe zu duhn.

Ich bin doch Rechtsanwakt. Nun lassen Sie mich aber endlich in Frieden!

Also doch nich Doldr? Sie hamms awr

forhin gesagt, wo ich Sie gefragt habb.

Ich bin auch Doktor.

Sie! Nu sagen Se mir bloß das eene: ich

seh wohl sehr dumm aus, daß Sie denken,

mit mir, da kennjes machen? ...

W. Appelt.

Verjud auf einer Edelvela tierfarm.

Die Pelztierzucht hat sich in den letzten Jahren sehr rasch in Deutschland verbreitet. Während in den höheren Lagen Süddeutschlands so im württembergischen Schwarzwald und in den bairischen Bergen in der Hauptsache die Silberfuchse ihren Einzug gehalten haben, werden im flachen Lande vorzugsweise Nerze gezüchtet, da sich das Klima in ganz Deutschland vorzüglich für diese kleinen Räuber eignet, lebt der Nerz doch in Freiheit in gebirgigen Gegenden, wie auch in Niederungen. Die Nerzucht macht jedem Tierliebhaber viel Freude, bietet dem Züchter als Beruf eine sichere und unabhängige Existenz, und jedem als Neben-erwerb eine rentable Gelddanlage.

Während die Silberfuchszucht, ganz abge-

sehen von der Beschaffung der Tiere, die heute ziemlich hoch im Preise stehen, viele Meilen zur Wartung und Pflege verursachen, machen die Herze in Haltung und Aufzucht keine besondere Schwierigkeiten, da weder mühsame Arbeit noch große Kosten notwendig sind, um diese Tiere zu züchten. Bei der Beschaffung der Zuchttiere sollte jeder Anfänger darauf sehen, nur erstklassig einwandfreie Tiere von reellen Farmen zu erwerben, denn davon hängt der ganze Erfolg ab. Oft wurde schon, da die Nachfrage äußerst stark ist, von gewissenlosen Elementen schlechtes Zuchtmaterial geliefert, das mit Krankheitserregern behaftet war, und dadurch dem Züchter trotz aufopfernder Pflege nur Verluste brachte. Andererseits wurden wohl schöne Tiere geliefert, womit aber trotz Befolgung aller Anweisungen keine Zuchterfolge erzielt werden konnten, weil es eben keine Zuchttiere waren. Deshalb nur bei guten Firmen die Tiere kaufen und sich jeweils den Stammbaum der Pelzträger geben lassen. Die Herze werden heute mit zirka 1000 Mark das Paar gehandelt, und bei meinem letzten Besuch konnte ich feststellen, daß das Halten der Tiere einen ganz hübschen Gewinn abwirft.

Eine große Anlage zur Pflege der Tiere ist nicht notwendig, da solche in jedem Garten, besonders Obstgärten, in welchem im Sommer schattenspendende Bäume den Tieren die erwünschte Kühlung verschaffen, gehalten werden können. Herze sind mit keinem Geruch behaftet und können deshalb überall gezüchtet werden. Die transportablen Gehege, zirka 2 Meter lang, 1 Meter breit und 75 Zentimeter hoch, sind umspannt von einem starken Drahtgeflecht von zirka 2 Zentimeter Maschenweite, damit der schlante Pelzträger nicht hindurchschlüpfen kann. Ein Neßstapfen von gleicher Breite wie der Käfig, 40 Zentimeter tief mit doppeltem

Boden und Wänden, in denen sich Torfmüll befindet, vervollständigt das Heim.

Die Herze, deren Reizzeit Anfang März bis Ende April ist, werfen im Durchschnitt vier Junge. Die Trächtigkeitsdauer ist 45-60 Tage. Jungtiere wachsen sehr schnell und sind im Alter von vier Monaten beinahe ausgewachsen. Schon im ersten Jahre vermehren sich die Jungtiere weiter. Da ältere Tiere sich schlecht vertragen, werden deshalb Rüden und Fähen das ganze Jahr getrennt gehalten, und nur zur Reizzeit zusammengebracht. Stundenlang könnte man das muntere Spiel dieses kleinen Mörder, der Kleingetier und Fische in großen Mengen ißt, ohne es anzufressen, betrachten, und besonders wenn er sich im Wasser befindet (jedes Gehege enthält eine Wanne mit Wasser) ist es eine wahre Freude, diesem gewandten Schwimmer und possierlichen Tierchen zuzusehen, wie es sich wendet und dreht, als ob das nasse Element seine Heimat wäre.

Die Fütterung findet morgens und abends statt, es besteht aus Fleisch, Fische, Geflügel, Eier und Gemüse. In Anbetracht der Kostbarkeit des Tieres sind die Kosten der Verpflegung minimal und belaufen sich pro Jahr auf zirka 30 Mark pro Stück.

Das dauerhaft dunkelbraun glänzende Fell ist gesucht und wird hoch bezahlt, jedoch kommt vorerst ein Entpelzen der Tiere nicht in Frage, da bis heute große Nachfrage nach gutem Zuchtmaterial herrscht, die noch nicht befriedigt werden konnte, weshalb Züchter mehr Vorteile wie Entpelzen bietet.

Jedem, der ein wenig Tierliebhaber ist, kann sich deshalb das Züchten dieses edlen Pelztieres nur empfehlen, er wird an demselben seine Freude haben, ganz abgesehen davon, daß sich sein Kapital sehr gut verzinst.

H. E.

Was mancher nicht weiß.

In kaltem Klima ist es das Wichtigste, die Füße warm zu halten. Der große Alpinist Martin Conway trug beim Bergsteigen stets ein Paar Seidenstrümpfe, darüber ein Paar warme Wollstrümpfe, über diesen ein Paar norwegische Fiegenhaarstrümpfe, und darüber ein Paar Schweizer Stiefel, die aus dreifach doppel starkem Leder verfertigt waren.

Ein Bäume kann einen Oshen durch einen einzigen Schlag seiner Lahe töten.

Der **Pfingstrauch**, der die Bananen liefert, kommt auf Madagaskar in einer besonderen Art vor. An der Stelle nämlich, wo sich die mächtigen Blattstämme treffen, sammelt sich in der Regenzeit Wasser an, das sehr wohlwährend und erfrischend ist. In früheren Zeiten pflegten Reisende, die des Weges kamen, ihren Durst mit diesem Wasser zu löschen. Daher nennt man diese Pfing-Pflanzen den „Baum der Reisenden“.

In Amerika ist die Wohnungsfrage recht schwierig. Nach der Statistik sind in jedem Jahr 1 Millionen neuer Häuser erforderlich; 14 Millionen der vorhandenen Häuser aber sind so alt und schlecht, daß sie als eine Gefahr für die Gesundheit und das Leben der Menschen angesehen werden müssen.

Der **Widerstand der Menschen** gegen elektrische Schläge ist in verschiedenen Situationen sehr verschieden. Ein Schlag, der stark genug ist, einen nüchternen Mann zu töten, vermag einen betrunkenen nicht zu töten; ebensowenig wird ein Schlafender durch einen elektrischen Schlag getötet. Kranke Menschen sind gewöhnlich sehr empfindlich gegen Elektrizität, während man bei Idioten das Gegenteil beobachtet hat.

— Heiteres. —

Lebertrumpf. Ein Schotte und ein Amerikaner prahlten mit den Merkwürdigkeiten ihrer Länder. „Bei uns“, sagte der Amerikaner, „lebt eine Frau, die so groß ist, daß, wenn sie morgens frühstückt, das Essen erst zu Mittag in ihren Magen gelangt.“ — „Pah, das ist nichts Besonderes!“ lachte der Schotte verächtlich. „In meiner Gegend lebt so ein baumlanger Mensch, der, wenn er sich im Januar nasse Füße und dadurch den Schnupfen holt, erst im Juli zum Niesen kommt.“

Die Klassen. Kürzlich hatte ich auf dem alten Amtsgericht in Aachen zu tun. Als ich den nennbehrlichsten Nebenraum des Gebäudes aufsuchte, fand ich drei Kabinen, deren jede an der Tür eine andere Aufschrift trug. Nämlich: 1. Höhere Beamte. 2. Mittlere Beamte. 3. Männer.

Sehr deutlich. August betrat ein kleines Restaurant und ergriff die Speisekarte. Da sah er, daß die Kellnerin sehr hübsch war. „Na, Kleines“, sagte August kitzelnd. Und die Kellnerin erwiderte: „Meine Haare sind blond, das weiß ich. Meine Augen blau, mein Teint frisch, meine Zähne blütenweiß. Das weiß ich alles. Brauchen Sie mir gar nicht erst zu sagen. Heute Abend kann ich nicht ausgehen und in der nächsten Zeit auch nicht. Ich verdiene hier ganz gut und habe nicht nötig, mich von schätzigen Kavaliere anhalten zu lassen. Außerdem ist mein Bruder hier Hausknecht, wiegt 180 Pfund und ist Amateurboxer. Was wünschen der Herr also...?“

Schach-Gar.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zwetznitz Nr. 6, bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 17.

Von Gen. Schöpka Josef, Eidlitz. (Original.)
Schwarz: Kb8; Sb8; Bg7, h7, g6 (5).



Weiß: Kf7; Dhl; Le1; Bh5 (4).
Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Scharoch Wenzel, Zwetznitz, einzusenden.

Den Problemlösungen sowie Problemlösern zur Beachtung.

1. Bei allen Einsendungen müssen die Bezeichnungen der Figuren unbedingt rein und deutlich leserlich sein.

2. Jedem Problem muß die Auflösung beigelegt werden, um die Analyse rascher durchführen zu können, da sehr viel Material zur Bearbeitung vorliegt.

3. Diejenigen Genossen, welche eine Antwort zwecks Begutachtung ihrer Aufgaben oder Anfragen verlangen, müssen Retourmarke beilegen.

4. Um ein Problem rein zu gestalten, dürfen keine unnötigen Figuren eingesetzt werden, auch muß noch beachtet werden, daß kein Dual vorkommt; dies ist zwar kein so großer Fehler, aber das Problem verliert an Wert. Die Schachaufgabe Nr. 18 hat Dual und zwei Nebenlösungen, sie dient zur Aufklärung. Was für Figuren müssen noch eingesetzt werden: 1. um die Nebenlösung zu beseitigen; 2. um das Dual zu verhindern und somit ein reines Problem zu gestalten? Schlüsselzug ist Kg5, Kg5-f4, Kg5-f5, Kg5-f6 sind zwei Nebenlösungen. Ld7-c6?; Ld7-c6? ist Dual.

Schachaufgabe Nr. 18.

Von Josef Hyna.
Schwarz: Kd5; Bd4, d2 (3).



Weiß: Kg5; Ld7, f8; Sb8; Bd3 (5).
Matt in 2 Zügen.

5. Ein Problem, wo man mit dem ersten Zuge Schach gibt oder geben kann, und dann mit dem zweiten Zuge das Matt erfolgt, ist gänzlich wertlos.

6. Je mehr Varianten ein Problem besitzt, desto reizvoller ist es, und der Auflöser findet erst dann den richtigen Genuß.

Josef Hyna.